Umfang zwölf Seiten

Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 18

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W / Königin Augustastr. 51

DRITTER JAHRGANG | BERLIN SEPTEMBER 1812 | NUMMER 127/28

Inhalt: **Detlev von Liliencron:** Briefe an Peter Hille / **Karl Borromäus Heinrich:** Menschen von Gottes Gnaden / **Albert Ehrenstein:** Blind / **Alfred Döblin:** Prostitution und Jungfräulichkeit / **H. W.:** Ueber Malerei, insbesondere über tote und lebende Genußtiere / **Jacques Rivière:** Baudelaire / **Dr. S. Friedlaender:** Adler und Zaunkönig / **Ernst Blass:** Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria / Inhaltsverzeichnis des ersten Halbjahrs / **Notizen** / **Franz Marc:** Tierlegende / **Wilhelm Morgner:** Holzarbeiterfamilie / **Artur Segal:** Vom Strande I

Franz Marc: Tierlegende / Originalholzschnitt

Briefe an Peter Hille

Von Detlev von Liliencron

Fortsetzung

Siebenter Brief

Anfang des Briefes fehlt

Continuatio von heute Mittag.

Hamburg, Central-Hotel, 23. September 86.

Ach, Lieber, was denn ist es? Eins halte ich für vollkommen notwendig, ja für unbedingt notwendig: ein Charakter zu sein. Und wie oft schmähen wir einen solchen Menschen, nennen ihn Pedanten, kalt, nichts vom Leben habend, eisig, unsinnig: daß er nichts vom Leben hat; usw. Ja, und dennoch, tausendmal dennoch ist mir der Mensch, der unglückselige, der von Traum zu Traum fällt, unpraktisch: dadurch stets „hineinfällt": glühend, glühend, ohne zu bedenken: den Augenblick (— o weile, du bist so schön! —) ergreift: um zu genießen; nach keiner Zukunft fragt; alle die Millionen Widerwärtigkeiten hinnimmt, ohne vorher an sie zu denken, der sympathischere. Was, wie sollen wir denken . . . handeln. Immer nur ein einziger ungeheurer Widerspruch des Lebens. Und so widerspreche ich mir jetzt: es sind die Menschen des Höchsten zu achten, die ruhig, kalt, geradeaus berechnend (— da sie einsehen, sonst sofort unter die Füße getrampelt zu werden —) ihres Weges: ohne Freude, ohne Innerstes, gehen. Welche Studien habe ich gerade darin im Offizierkorps machen können. In fliegender Hast schreibe ich jetzt an einem Roman, um die oben genannten Kategorien, wenn ich so sagen darf festzunageln (— zwei Rittmeister, Vettern, die sich durch ihre gegenüberstehenden Naturen hassen —); das kann ein tiefes und vertieftes Lebensbild geben. Ich fange sehr naturalistisch an: „wat, Schiet, lat mi tofreden . . .", usw. Echte Szenen aus Bauernkneipen dazwischen, aus dem Volke; dann wieder in der „Gesellschaft"; und so kann Tausendes hineinkommen. Ich sehe nämlich das „Volk" viel durch meine Jagdzüge. Ein Dichter müßte Jäger sein. Gerade das Abseits des gewöhnlichen Weges des Jägers bringt ihn zur Natur. Freilich, freilich, ich meine unter Jäger keinen Mörder nur; pfui über solchen Aasjäger. Aber Jäger: Sanft an die Natur schmiegen; im Gras, unter Bäumen, in der Schänke frühstücken. . . Und doch, und doch! immerwieder: Ein Charakter ist das höchste. Der Charakter aber macht die Pflicht: die Pflicht gegen sich selbst, die Pflicht gegen sein Volk, König, Land. Es ist ja entschieden der Patriotismus der äußerste Grad des Philistertums; aber ohne Vaterlandsliebe: wie elend!!! Ich betrachte jetzt in diesen Tagen das wieder: die altpreußische nüchterne Pflicht: wie in meinen Bureaus die Feldwebel, die Unteroffiziere, die Schreiber, an der Spitze auch die Offiziere: arbeiten; wie zum toll werden ist dieses nüchterne Kasernenstubenleben! Aber wie exakt, wie pünktlich geht alles. Immer egal weg. Mich überläuft oft ein Schauder, wenn ich um ¾8 jetzt in mein Bureau trete: zuerst 500 Briefe täglich öffnen, meistens derselbe Quark; dann verteilen. Dann sitzt alles bis 2 Uhr, und schreibt und schreibt und schreibt: immer derselbe Quark; gräßlich, aber — die altpreußische Pflicht, ob General, ob Musketier. Wie komisch, Lieber, kommt es mir nun vor: Vortrag über so langweilige Dinge halten zu müssen, mit tiefernstem Gesicht: immer dasselbe, immer dasselbe! Und doch: wie eine Ruhe, so kommt es über einen. Freilich jene Ruhe, an der man gefälligst nach 6 Wochen in der Schaukel der gräßlichsten Langeweile sitzt. Aber — die Pflicht. Und glaube mir: In diesem preußischen Exerzierreglement, ob in der Schreibstube, ob auf der Felddienstübung, auf dem Exerzierplatz im langsamen Schritt: es sitzt Geist darin! Das ist's ja gerade. Der preußische Soldat wird, trotz der eisernen Strenge (und, Gott sei Dank!, daß es so ist), niemals Automat. Eine gewisse Selbständigkeit wird jedem Soldaten unausgesetzt gepredigt: im vorkommenden Falle für sich handeln zu können. Und das zeichnet vor den anderen unsere Armee aus. Und wie streng wird unser Offizierkorps erzogen! Wieviele Rüffel, Ermahnungen. . . Wieviele liebevolle Winke auch vom älteren dem jüngeren Offizier. . .

Ja, die Pflicht, o diese langweilige Weide am grauen Eisenbach, der nicht plätschert, der nicht murmelt, der keine Blume mit sich führt. Die unscheinbare graue Weide am grauen, gleichmäßig ohne Getöse vorbeiziehenden Fluß.

Ja, die Pflicht, du Lieber. Es ist etwas Heiliges in der Pflicht. Goethe sagt: „Was ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages." Wie immer bei Goethe: ein Himmels-, ein Weltwort. Pflicht macht aus unserer Selbstsucht die Selbstzucht.

Selbstsucht — — Selbstzucht.

Wie herrlich das Wort des Kronprinzen neulich in Heidelberg. . . Aber beim Jupiter. . . Die Pflicht? Ja, aber dann können wir ja ruhig den Degen einstecken. . . Dann: wenn wir die kalte strenge, gleichmäßige Dame Pflicht beherbergen — o Welt, wo bist du denn mit deiner Lust, mit deinen Freuden . . .

Da geht ein Weib, ein Mädchen . . . O mein Gott, du liebst sie gleich, du möchtest dein Blut im warmen Bett hergeben, sie heiß, heiß, wie es die Natur will, an dein stürmisches Herz pressen . . . aber . . . da sitzt vielleicht ein ander Weib, dir treu, dir aufopferungsfreudig, nur dir gut . . . und du, o Lieber, Lieber, du beachtest sie nicht . . . ihr gehört dein Blut . . . sie ist dir treu; sie sieht es jetzt nicht . . . und alle Adern doch stürzen in schäumendem Mußfall der andern zu . . . und diese andere öffnet dir die Arme . . . sinnlos, sinnlos . . . schon . . . o . . . die Pflicht: das anständige Gefühl in uns: zu handeln wie jeder treue alter Biedermeier . . . ich frage dich: „Ist es dem einen erlaubt?". . . sein heißes Blut? . . dieser eine vielleicht . . . du . . . ich . . . wir fühlen anders wie das Millionenmenschenvieh . . . und doch die — Pflicht! Und aus diesem graugrützartigen Worte Pflicht, aus diesen Eisenklammern reißt sich das Wort los: „nach uns die Sündflut"; „zum Teufel mit der Pflicht". Leben will ich, heiß, glühend; die Gelegenheit wahrnehmen . . . ist es doch im längsten Menschenleben nur nach Stunden zu zählen: daß wir glücklich waren. Und wenn nun eine solche glückliche, d. h. alles, alles uns Peinigende auf kurze Zeit abnehmende Stunde kommt: Greif zu, greif zu: das Leben ist so kurz, so kurz — und in den Abgrund mit dem alten Rechnengesicht der Pflicht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und dann: alles liegt im Wort: Sei ein Mann! Das Wort gibt uns die Richtschnur, adlig zu denken, adlig zuhandeln; rein zu denken, rein zu handeln; aber da, da ist es schon wieder: sofort, wenn wir nicht weltklug (o du Vipernwort!) durchs Leben gehn, sofort stampft auf uns die Mitmenschengesellschaft; auf; Visier vor; erst betrüge ich dich; wart' nur, du sollst schon sehen: so müssen wir denken! Wer gläubig denkt mit kindlichem Gemüth: das sind die glücklichsten Menschen: alles der liebe Gott! die Unbefleckten! der Erbarmer! und damit holla . . . Und, o, du Lieber mit den Dichteraugen: hast du an den Erbarmer gedacht? Welch' ein Mensch. Der einzige, der je ohne Selbstsucht über die Welt wanderte, im heiligsten Betruge den heiligsten Betrug lehrend — aus Erbarmen zu seinen Mitmenschen, aus ewiger Liebe. Und das Weltgesindel, diese Menschencanaille gegen diesen einen! in den Staub! in den Staub! vor Jesus Christus!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hätt' ich Dich hier, lieber Freund Hille! Du mit Deinem tiefen Geist, mit Deiner Ursprünglichkeit! mit Deinem so fremden Herzen . . . ich seh' Dein Bild jetzt an . . .

Detlev Liliencron

Achter Brief

Hamburg, Centralhotel, 14. X. 86.
sonst Kellinghusen, Holstein

Eben, mein sehr lieber Peter Hille, erhalte ich Deinen langen, so lieben, lieben und interessanten Brief. Steckt doch so vieles in ihm: Eine verliebte Seele (— wie eine stille schmetterlingsüberflogene Blume ist oft solche Sehnsuchtsseele wie die Deinige nach Igstadt —); eine Fülle von Geist in oft markantester Ausdrucksweise, in oft geheimnisvollverständlichster Sprache. Dann endlich: wie in allen Deinen Briefen: auch in Deinem letzten: so viel Herz und Güte und Menschenliebe! — Wie war es mir ins Herz ziehend, was Du mir von Deiner Liebe und von Deinen Brüdern erzähltest. Alles erlebt' ich ja mit Dir. Hättest Du in Rom nicht Anhalt durch Deinen Bruder Franziskaner, ich meine bei etwaigem dortigen Aufenthalt . . . Und Du, die freie klare, menschlich denkende, große Seele hast zwei Priesterbrüder. Weißt Du denn, daß ich 1868 katholisch wurde durch den damaligen Bischof Emanuel Kattlar in Mainz. Jetzt muß ich lachen, wenn ich an den Unsinn denke. — Viele Neuigkeiten: Was sagst Du zu dem Angriff Julius Hart's in Nr. 40 der „Gegenwart" gegen unsern Bleibtreu. Ich sage ad 1: Karlchen Bleibtreu hat die Hart's durch versteckte, und doch durch saftige Angriffe auf's Aeußerste gebracht. Nun wehren sie sich — aber mit ganz offenem Visir. Welch fabelhaft viel Gift sich gesammelt hat gegen Bleibtreu, wirst Du ermessen können. Eins bleibt mir bis ans Grab für Bleibtreu: Eine stürmische Seele für seine große Tapferkeit, für seinen Muth. Ob einer eine eingefangene wilde Stute bändigt, oder ob er wie K. Bleibtreu à la Hutten in verdickteste Literaturzustände hineinpeitscht: Es war Muth! und deshalb evviva Bleibtreu.

Ich habe meinen ersten Maler kennen gelernt, d. h. zum ersten Mal in meinem Leben mit einem Maler gesprochen. Das kam so: In meinem Büreau meldete sich ein Reserve-Husaren-Offizier Günter. Ein reizendes Kerlchen: dunkelschwarze Augen, kleiner, schwarzer, gedrehter Schnurrbart, eleganteste Figur: avec un mot: der Husarenlieutenant „wie er im Buche steht". Er erzählte mir, daß er Maler sei, in Düsseldorf seine Studien mache, und nun nach seiner militärischen Dienstleistung bei seiner Mutter in Hamburg wohne. Schon am selben Abend trafen wir uns in den Alsterarkaden in einem elektrisch beleuchteten neuen Lokal, und es war mir enorm interessant, mit einem Maler (— das erste Mal! —) sprechen zu können. Du kannst Dir denken, wie unser Gespräch hin und herflog, lieber Freund! Welche neue Seiten des Lebens dämmerten mir herauf: Wie erzählte er von den Achenbach's, Feuerbach und Gott weiß was für Bach's p. p. — Vorgestern besuchte ich ihn in seinem Atelier hier (d. h. seiner Stube im Hause seiner Mutter). Er gehört zu einer der prominenten Familien Hamburgs, hat so 70—90 000 Mark jährlich. Da kann er Maler sein! O Gott, wie schwer doch wird's manchem gemacht! wie leicht dem Andern! Und — wir sollen nicht murren, immer fein anständig sein, immer die Schultern beugen — —

Uebrigens: Sowie ich sein Zimmer betrat, merkt' ich auf der Stelle, bei wem ich, daß ich bei einem Maler eingetreten sei. Alles echt (Bronzen p. p.); tausend „malerisch" verteilte Kunstgegenstände. Namentlich viel von ihm geschossene Raubvögel, gut ausgestopft, nach seiner Zeichnung die Stellung der Flügel und Fänge p. p. Man sieht's doch auf den ersten Blick. Das also war meine erste Malerbekanntschaft. Morgen abend wollen wir wieder zusammenkommen.

Wie steht's mit Deinen Socialisten? —

O, lieber Mensch, liebe, liebe Dein liebes Mädchen. Igstadt ist nicht weit, und es erregt mich eigenthümlich, daß der Gegenstand Deiner Sehnsucht so nahe bei Hamburg weilt. Liebe, liebe! Ach, die Zeit ist so verdammt kurz! . . Ich hoffe immer, daß Du und ich uns bald sehen werden. An meinen lieben Dichterfreund Prinz Emil zu Schönaich-Carolath schrieb ich Bogen von und über Dich. Du mußt diese liebe Menschendurchlaucht kennen lernen. Siehst Du ihn einst, liest Du von ihm für Dich später bestimmte Briefe, Du fällst dem Menschen Carolath sofort schluchzend an den Hals, so gut und vornehmdenkend ist er und — solch' ein Dichter. Im nächsten Brief mehr von Dir und ihm. Ihr müßt Bekannte werden. — Bester, hast Du auch so viel Privatpost wie ich? Post heißt Pest bei mir! Kaum mehr zu bezwingen. — Ich sah „Alexandra" von Richard Voß. Aber „Leben" ist doch drin. Man will Voß und seine Dramen immer — krank machen.

Ich möchte, wir sähen uns bald. Tausendstes hätte ich Dir zu erzählen. Dir, meinem lieben Peter Hille.

Möchte bald wieder Deine Schlittschuhläuferin bei Dir sein, und Du mit ihr bei Sternenschein und „Kartoffelfeldergeruch" (— ich rieche ihn mit —) zusammen sein.

Dein Detlev Liliencron.

Neunter Brief

K. 20. IV. 89.

Mein inniggeliebter Peter, bist Du denn noch immer in Pyrmont? Aber wie kann man doch geschicktes Reisegeld verleihen? Peter, Peter Hille. — Anliegend (gelegentlich zurückerbeten) erhältst Du einen Brief eines Deiner Verehrer, des treffl. Schriftstellers Otto Julius Bierbaum. Es wird Dich interessieren und freuen, was er über Dich schreibt. Ja, der versteht Dich. Bitte, tritt mit ihm in Briefwechsel. Der (Bierbaum) bringt Dich unter die Leute: Denn Peter Hille soll und muß jetzt vor den Dummköpfen erscheinen; er muß heraus. Sende mir auch viele Gedichte an „Ges."; diese Zeitschrift wird immer verbreiteter. Auch bei Xanthippus (Fr. Sandroß) hab' ich für dich geworben (ihm Sachen von Dir gesagt). Ueberhaupt, Du herrlicher Mensch und Dichter, was in meinen, diesmal ohne Phrase: schwachen Kräften steht, thue ich für Dich. — Sehr hat es mich amüsiert, was Bierbaum über deine Handschrift schrieb („chinesische Grasschrift ist Lithographie dagegen"). Mensch, Mensch, Du verdirbst Dir Dein ganzes Leben dadurch noch: Hille, Hille, höre mich darin!!!

P. Barsch schreibt mir, daß er mit größter Freude Dir plein pouvoir (in Raum, Ausdruck, Länge p. p.) zu einer Kritik über mich. Das wird mir die liebste sein. Ob die anderen sie verstehen; ich verstehe sie: Und sie soll mir am Herzen ruhen. Kannst Du nicht in dieser Kritik (— das Buch ist noch vor Ende dieses Monats in D. Händen —) auch einmal den guten Deutschen sagen, daß auch ihre Dichter (nicht Maler und Musiker allein) Künstler sein müssen!!! Schreib bald Deinem Detlev, und namentlich von der Schweiz aus. Dank für Deinen lieben Brief, er war wieder höchst interessant.

Zehnter Brief

Altona (Elbe), Palmweiler 5, den 13. I. 95.

Am besten ists wohl, mein alter, lieber Peter Hille, wenn ich zu Amsler und Rudhart persönlich gehe: Ich komme nämlich bald mal nach Berlin. Was Du mir von Deiner neuen Zeitschrift „Peter Hille" schreibst, interessiert mich natürlich enorm. Aber meine Geldverhältnisse sind so furchtbar, daß ich nicht abonnieren kann. Bitte schicke mir die erste Nummer.

Immer Dein Detlev

Menschen von Gottes Gnaden

Aus den Bekenntnissen des Herrn Lieutenant Miéville, nachmaligen Paters Bonaventura S. J.

Von Karl Borromäus Heinrich

Fortsetzung

Bekenntnisse des Marquis Choiseul, auf Choiseul und Riom

Bonaventura war von Bozen nach Wien gereist und hatte von Pater Canisius S. J. den letzten Brief Baron Frangarts erhalten, dessen Inhalt er durch die Fügung Gottes schon in Schloß Frangart kennen gelernt hatte.

Sodann schrieb Bonaventura an seine Obern in Chamfort und erbat sich weiteren Urlaub.

Im Wiener Ordenshaus legte Bonaventura, obzwar er sich bewußt war, nichts Schlechtes getan zu haben, in der demütigen Erkenntnis, daß auch die leisesten ungehörigen Regungen des Geistes wider den Willen der heiligen Gesetze seien, und daß die Seele nur durch immerwährende Prüfung von allem Makel befreit werden könne, eine Generalbeichte ab.

Hierauf unterwarf er sich einen Monat lang freiwillig den schwersten geistlichen Exerzitien. Jeden zweiten Tag enthielt er sich ganz der Speise. Er unterbrach um die zwölfte Stunde jeder Nacht den Schlaf, sodann wieder um die zweite Stunde jedes Morgens und betete die Horen. Um vier Uhr verließ er sein Lager und suchte es erst nachts elf Uhr wieder auf; es bestand aus einem Brett, auf das er sich nur eine dünne Decke bereiten ließ. Freiwillig oblag er den niedersten Verrichtungen, die sonst den Fratres zukommen; er reinigte die Zellen und trug den Ordensgenossen das Mahl auf. Während des ganzen Monats enthielt er sich der Sprache; außer dem heiligen Gruß kam kein Wort über seine Lippen. Seine tägliche Messe las er „zur Sühne für den Schrei der Sehnsucht", jener Sehnsucht, jenes Schreies, die, wie Baronin Frangart in der Ohnmacht gestammelt hatte, Fleisch geworden waren.

Nach dieser Zeit der Buße fühlte er sich ein wenig getröstet. Mit Mitleid blickten die Ordensbrüder auf den gezüchtigten abgemagerten Leib Bonaventuras, dem die Kleider zu weit geworden waren. Die so gütigen Augen des Paters waren noch gütiger geworden . . .

Als die Zeit um war reiste Bonaventura zu Marquis Choiseul auf Choiseul und Riom. Er traf ihn auf dem Krankenlager. Die Gicht plagte den alten vereinsamten Herrn. „Aber wenn es nur das wäre!" sagte er mit schmerzlichem Lächeln zu Bonaventura, dessen hagere Gestalt er mit Rührung gemessen hatte. „Wenn es nur das wäre. Das könnte ich abwarten. Aber das andere, das moderne Frankreich . . . La pauvre France bien aîmée! das frißt an mir. Der Schmerz frißt, und ich kann ihn nicht loswerden. Sehen Sie, Bonaventura, und wenn ich mir hundertmal denke: was geht's dich noch an, du bist ein gebrechlicher Alter und stehst nah am Grabe . . . Ach, es hilft nichts! . . ."

Bonaventura wollte ihm Trost zusprechen, ihm sagen, daß diese Zeit der Anarchie in Frankreich unmöglich lang dauern könne; aber er fand die Worte nicht, da er selber nicht daran glaubte. Mit einer müden gramvollen Geste drückte er seine innersten Gedanken aus . . .

„Nein!" unterbrach der alte Choiseul das schmerzliche Schweigen . . . „Nein und nochmals nein! . . . Ich glaube nicht mehr an unser armes Frankreich. Die Anarchie wird es zerfressen. Ein Land, dessen régime die Legitimitär verloren hat, die göttliche und menschliche Legitimität, das geht zu grund. Es gibt kein Heilmittel dagegen . . . Ach ja, wenn die Bourbonen einen Napoleon hervorbrächten! . . ." Und wieder versanken die zwei Männer in das dumpfe Schweigen ihres umflorten Schmerzes.

„Miéville, geben Sie mir Ihre Hand!" begann endlich der alte Choiseul. „Miéville, Sie verstehen mich. Können Sie verzeihen . . . Nein, es braucht keine Verzeihung, es hat sein müssen . . . Können Sie auch verstehen, was ich an Ihnen getan habe? . . ." Bonaventura ahnte das Bekenntnis und ließ einen Augenblick unentschlossen das Haupt sinken. Aber sogleich erhob er es wieder. „Oh Marquis!" rief er halblaut, und mit einer weiteren Geste segnete er das Krankenlager, ja, gleichsam den ganzen Geist, die ganzen Ideen dieses in strenger Tradition erzogenen Mannes. Und mit einem Male verstand er das namenlose Leid, das an diesem Alten zehrte: die zerstörte Legitimität seines Vaterlandes, der unaufhaltsame Gang der modernen Ideen, der Zusammenbruch der Ueberlieferung und der alten Autoritäten . . . Wiederum erhob er die Hand zum Segen und zur Versühnung. Der Alte fühlte sich verstanden und schluchzte dankbar in sich hinein. „Oh, Miéville!" begann er unter Tränen, „ich selbst habe verhindert, daß Sie Ihr Vater zum comte Riom machte, wie er ja nach diesen schrecklichen neuen Gesetzen gekonnt hätte . . . (Bonaventura lächelte leise, wie er sah, daß den Alten, mitten in seiner Bitte um Verzeihung, nochmals der Zorn gegen die Illegitimität, gegen die ihm damit gleichbedeutenden neuen Gesetze überfiel) . . . Die Gräfin Riom war seit zwei Jahren tot; da brachte sie die Wäscherin Miéville zur Welt. Nein, es war keine reiche Witwe, Miéville, und Ihre Geburt bezahlt sie mit ihrem jungen Leben. Und Ihr Vater freute sich, einen Sohn zu haben . . . Da habe ich, der alte Choiseul, ihm Tag und Nacht abgeredet, Sie zu legitimieren, da sie nun doch einmal illegitim geboren waren . . . Ach, Miéville, verzeihen Sie mir, ich konnte nicht anders . . ." Miéville streichelte liebkosend die weißen Haare des Marquis Choiseul.

„Denken Sie sich mein Entsetzen!" fuhr dieser nach einer Weile leise, fast flüsternd fort, „denken Sie sich mein Entsetzen als ich die Komtesse damals mit Ihnen am Fenster sah, sie hatte ihren Halbbruder erraten, mehr war das nicht . . ." aber sie konnte ihre eigene Zärtlichkeit mißdeuten, konnte glauben, das sei Liebe . . . öh, und sie hat es geglaubt, der unglückliche Frangart hat es mir erzählt . . . ich habe es erraten. Ich trage die Schuld, nein, es war keine Schuld, es war nicht die geringste Schuld, Miéville, ich durfte es nicht dulden, daß Sie als Bruder der Komtesse dastanden, Sie, ein illegitimes Kind der Wäscherin Miéville . . ." Der Marquis ergriff in diesem Augenblick die Hand Bonaventuras und küßte sie . . . „Ich küsse Ihre Hand, Miéville," sagte er, unter Tränen lächelnd. „Sie haben sich legitimiert. Unsere Kirche ist es, in der Sie sich legitimiert haben . . . denn es gibt eine geistliche Legitimität, eben unsere Kirche . . ."

Erschöpft hielt der Marquis inne und lehnte sich in die Kissen zurück. „Ja, Miéville," begann er dann wieder, „ich habe mich so gefreut, als Sie bei den Jesuiten eingetreten waren — diese alte geistliche Zucht und Tradition! . . . Denn das glaube ich, ein Verwandter der Bourbonen: die geistliche Legitimität ist bei der katholischen Kirche, und sie hat unsere weltliche gebilligt, gekräftigt und geweiht. Und in dem Glauben küsse ich die Hände von Pater Bonaventura." Wieder lächelte der Marquis, und seinen Tränen netzten die Hand des Paters, der ihm mit einem gütigen Blick seiner dunklen Augen wehrte.

„Erzählen Sie mir von Baron Fritz!" bat Choiseul. — „Wie soll ich sagen? kühl ist er wie ein Deutscher, aber grazil, geschmeidig und elegant

wie nur ein Romane," erwiderte Bonaventura. Da erhob sich der alte Choiseul noch einmal mühsam aus seinen Kissen. Sein Auge leuchtete unter den ergrauten buschigen Brauen. Freilich machte er das Zeichen des Kreuzes. „Ich segne dich, Baron Frangart!" sprach er langsam. „Das ist die Mischung, die ich gewollt habe, ich, Marquis Choiseul. Gott mache sie fruchtbar! . . . Ich baue auf die Deutschen," widerholte er, „ich baue auf die Armee, die, so Gott will, die Legitimität in Europa wieder herstellen wird. Und Gott will das. Gott will die Legitimität, denn er gibt sie und hat sie gegeben. Die katholische Kirche und die Armee, so ruhig, so besonnen, so voller Zucht . . . Ich baue auf die Deutschen, auf ihren einfachen legitimen Geist . . . Wenn es möglich ist, mag Baron Frangart in ihre Armee eintreten . . ."

Bonaventura schwieg erschüttert. Da lag dieser alte adlige Franzose, der in seinem unverrückbaren Glauben an die Macht von Gottes Gnaden, sogar den jahrhunderte alten Haß gegen die Deutschen überwand. Und Bonaventura dachte an die ungeschlachten weißgrauen Bergmassen des Brenners. In fröstelnder Trauer zog sich sein Herz zusammen. Aber wie damals in Franzensfeste, im Angesicht der triumphierenden Sonne des Südens, flüchtete er sich wieder in seine ihm heilige Idee eines endlichen imperiums der römisch-katholischen Kirche, der ecclesia triumphans, wie sie geweissagt war . . .

Zweites Buch

„Jetzt kannst Du Deine Macht, o Schicksal, zeigen:
Was sein soll, muß geschehn, und Keiner ist sein eigen."
Shakespeare

Einige äußere Geschehnisse

Es gibt Menschen, denen alles nach ihrem Willen geschieht. Nicht, daß sie ihn mit besonderer Anstrengung verfolgen oder ihn mit bemerkenswertem Eigensinn gegen die anderen aufrecht erhalten; vielmehr weichen alle von vornherein vor ihm zurück; solche Menschen stehen da, und alsogleich säubert sich der Platz gleichsam in weitem Umkreis von etwelchen Widerwärtigkeiten, damit jene so bequem und sicher stehen, wie es ihnen gefällt. Setzen sie sich sodann in Bewegung nach vorwärts oder rückwärts, machen die Mitmenschen wie unter einem höheren Zwange die Bahn frei; unbehindert, ohne Dank, mit vollkommener Selbstverständlichkeit, wird sie von ihnen durchmessen. Kurz, es gibt Schicksale ohne äußere Hemmungen. Aber mit Unrecht beneidet man sie; einerseits weiß man ja nicht, welch dunkeln Ratschluß Gottes, welches Leid, oder im besten Falle: welch namenlose Einsamkeit der Freude die Träger solcher Schicksale unter ihrer unbewegten Miene verbergen; ja, es ist nicht einmal gewiß, ob sie nicht selbst zuweilen umsonst nach äußeren Widerständen verlangen, durch die sie in irgendeiner Weise abgelenkt und zerstreut werden könnten; andrerseits aber — da doch alle Fruchtbarkeit des menschlichen Wollens ausbleibt, wenn das ausbleibt, wodurch allein sie sichtbar in Erscheinung treten könnte, nämlich eben die Widerstände und Hemmungen (aus deren Schoß heraus das Samenkorn unseres Wollens als Tat geboren wird) — sind jene hemmungslosen Schicksale zur Unfruchtbarkeit bestimmt. Schweigend wandern ihre Träger dahin: aber dem, der etwa auf einer südlichen Landstraße, unter dem sternklaren Himmel jener dunstfreien Nächte, die den leisesten Laut ungebrochen widergeben, an einer schlanken Zypresse lehnen und teilnahmsvollen Herzens hinaushorchen würde (weil man auf Verschwiegenes immer mit dem Herzen horchen soll, nicht mit den Ohren, die wir mit jedem Esel gemeinsam haben), — einem solchen Menschen würde ihr Schweigen, jedwedes andre Geräusch übertönend, vernehmlich werden und das Herz zerreißen: Denn nichts ist schwerer zu ertragen als Sehnsucht, die nicht reden kann. Was sind dagegen alle Schreie der Sehnsucht, mit denen wir gewöhnliche Menschen unser Herz erleichtern?

Fritz Paul Joachim Freiherr zu Frangart war teils auf den Rat seiner Mutter, teils weil es ihn selbst dazu trieb, mit zehneinhalb Jahren nach Chamfort gekommen, an das jesuitische Colleg, wo Pater Bonaventura wirkte. Mit welchem Erstaunen erfüllte Patres, Fratres und Zöglinge die grazile Schönheit, der unbewußte ruhige Stolz der Haltung und des Ganges, die satte Bronzefarbe des hochmütigen Gesichts, die langen langen Wimpern, die seine dunklen Augen beschatteten, das seidengelockte Haar, die tiefe sonore Altstimme des Knaben, die sich der französischen Sprache so seltsam anschmiegte! Alle sahen unwillkürlich mit Ehrfurcht auf ihn. Pater Bonaventura selbst mußte sich Zwang antun, als er mit scheinbarer Härte hinwarf: „Nun, er soll auch etwas lernen bei uns; man soll ihn nicht nur angaffen!"

Zwei Wochen hielt sich Fritz Frangart damals in Chamfort auf; er war still und wollte zuvorkommend sein, aber stets kamen ihm die andern zuvor. Indes war er noch zu jung, als daß er den Wechsel des Klimas ertragen, die lachende Sonne seiner Heimat für eine Zeitlang hätte vergessen können. Seine Wangen fielen ein, und in unbewußten Augenblicken durchlief seinen schlanken Körper ein fröstelndes Zittern. Alle erschraken heftig. Und als die zwei Wochen um waren, verlangte er, heimgebracht zu werden; was denn auch in besorgter Eile geschah.

Vier Jahre blieb er sodann in Frangart. Außer den wenigen Lernstunden verbrachte er die ganze Zeit wieder wie früher; mit großer Selbstgenügsamkeit lehnte er an der Mauer des Schlosses, um den Schein der Sonne zu genießen. Was er dachte, und ob er überhaupt etwas dachte, ließ sich nicht erkennen. Er erlaubte auch niemand, ihn danach zu fragen.

Das Einzige, was sich verändert hatte, war sein Benehmen gegen die Mutter, die herzleidende Baronin Frangart: zwar hatte sich seine gewohnte Höflichkeit ihr gegenüber womöglich gesteigert. Aber seit der Stunde, wo er mit Pater Bonaventura ihrem schweren Anfall beigewohnt und ihre abgerissenen Worte gehört hatte, — hatte er es unterlassen, sie auf das Handgelenk zu küssen. Er küßte ihr jetzt die Fingerspitzen. Und manchmal sah er sie nachdenklich an, mit einem gewissen, neugierigen Hochmut. Einmal war sie unter diesem Blick erbebt und zusammengezuckt; da sagte er, während ihr einige schwere Tränen aus den heißen Augen quollen: „excusez mille fois, maman!" und nahm sich vor, diese „Inkorrektheit" künftighin zu vermeiden.

Das war, wie gesagt, das Einzige, was er erlebte. Sonst also ließ er sich von der lachenden Sonne bescheinen.

Nach vier Jahren starb Baronin Frangart in einer von schwerem Blütenduft erfüllten Märznacht; niemand hatte während der letzten Augenblicke bei ihr geweilt. Eine französische Bedienerin, Jeanette, die erst seit kurzem im Hause war und den jungen Baron Frangart haßte, weil er ihre überschwengliche Liebe nicht im geringsten beobachtete, behauptete allerdings mit plapperhaftem Eigensinn sie habe in eben der Nacht schlaflos gelegen („ah, peut-être, en attendant Monsieur le baron, mais qui n'est pas venu!" spotteten die Dienstboten) und gegen halb elf Uhr abends den jungen Baron aus seinem Schlafzimmer gehen hören („et vous avez rêvé qu'il ira directement frapper à votre porte que vous aviez laissée largement ouverte, pour lui!" sagte George voll grimmiger Eifersucht); also, sie habe ihn aus dem Schlafzimmer gehen und an der Türe seiner Mama klopfen hören („et non pas à la vôtre, mademoiselle!" fügte George, der sie liebte, verächtlich hinzu); er sei eingetreten und habe, soviel sie aus dem Tonfall erraten konnte, eine Frage an die Baronin gerichtet. Die Baronin habe erschreckt aufgeschrieen, ungefähr wie: „Frédéric, Frédéric, au nom du Seigneur, laissez ces questions là!" dann sei Ruhe eingetreten. Oder vielmehr, sie sei wohl selber eingeschlafen.

Nun, das Gesinde muß etwas zu reden haben bei solchen Gelegenheiten. Als Tatsache konstatierte der Arzt, daß die Baronin in einem Anfall von Herzschwäche wahrscheinlich schon vor Mitternacht verschieden sei. Tatsache war ferner, und ein so tiefer Schlaf stand sehr im Widerspruche mit der Erzählung der Bedienerin, daß man am Morgen dem jungen Baron, als man ihm die schwere Nachricht bringen wollte, drei-, viermal laut klopfen mußte, bis er antwortete. Geweint hatte er nicht, weder am gleichen Morgen noch während des Begräbnisses; aber wer hatte den Baron Fritz Frangart überhaupt jemals weinen sehen? . . .

Tatsache war endlich folgendes: Als der alte Marquis Choiseul kurz nachher gestorben war, außer den Bourbonen und Fritz Frangart keine lebenden Verwandten hinterlassend, und seine Güter in toto an Fritz Frangart fielen, sah sich dieser mit vierzehneinhalb Jahren als alleinigen Besitzer von Schloß Frangart und Choiseul und Riom. Indessen schien ihm das Gefühl eines so ausgedehnten ergiebigen Besitzes nichts zu bedeuten. Natürlich (wie wiederum die Dienstboten plapperten), er konnte nicht stolzer werden, als er schon war.

In Bozen wurde ein Vormund für den verwaisten Fritz Frangart bestellt; aber der teilte sich, gemäß dem hinterlassenen letzten Willen der Baronin, in der Sorge um die Liegenschaften und Revenüen mit Pater Bonaventura; eine Last, die dieser gern auf sich nahm.

Sorge machte dem gütigen Pater aber hauptsächlich eine große Meinungsverschiedenheit in den letzten Aeußerungen der Baronin und des Marquis: Die Baronin hatte in einem schon drei Jahre vor ihrem Tode geschriebenen Dokument bemerkt: „daß sie es mit vielem Schweren, das sie auf der Welt getragen habe, versöhnen könnte, wenn ihr Sohn Fritz die geistliche Laufbahn ergriffe." Der alte Choiseul hingegen hatte wiederholt in kurzen, hingekritzelten Zeilen an Pater Bonaventura die Meinung ausgesprochen, Fritz solle einmal in die deutsche Armee eintreten.

Nun war freilich, wie sich Bonaventura mit Schmerzen sagte, unmöglich zu wissen, für welchen dieser beiden Berufe sich Fritz Frangart eignen mochte. Vielleicht für keinen von beiden.

Genug, der junge Baron kam mit vierzehneinhalb Jahren zum zweiten Male nach Chamfort, um zunächst unter Aufsicht des Paters Bonaventura in alles eingeweiht zu werden, was man als höhere Bildung bezeichnet und schätzt.

Neue Bekenntnisse des Pater Bonaventura

4. September 19..

Fritz Frangart ist seit einem halben Jahre bei uns. Alle lieben ihn; er aber scheint niemand zu lieben. Er benimmt sich gegen uns alle, gegen Erzieher und Mitschüler, mit ausgesuchter Höflichkeit; das ernüchtert sie und stachelt sie doch zugleich wieder an, ihn zu lieben; indes läßt er niemand an sich herankommen.

Nur mich sieht er zuweilen vertraulich an: aber es liegt etwas Erschreckendes in dieser Vertraulichkeit, er droht mir damit . . . Wenn er gegen alle höflich ist, gegen mich ist er immer hochmütig, und am hochmütigsten, wenn er sich vertraulich zeigt.

3. Januar 19..

In der äußeren Bildung, in den Formen des Verkehrs wird Fritz Frangart hier von niemand übertroffen. In dieser Beziehung hat er nichts mehr zu lernen. Er hat das überhaupt schon mitgebracht. Vom Lernstoff aber interessiert ihn wenig: in der Religionslehre alles Mystische, was man nicht mit dem Verstand begreifen, sondern mit Glauben und Gefühl erraten oder vielmehr erleben muß. In der profanen Geschichte fesseln ihn nur ganz bestimmte Personen und Zeitläufte: es scheint, daß er sich alles mit viel Geschick heraussucht, was ihm geistig oder moralisch verwandt ist. Die Sprachen liegen ihm; aber er studiert sie mit nonchalance und ohne wissenschaftliche Freude, vielleicht nur, weil sie für ihn zum guten Ton gehören.

Von allen andern Dingen nimmt er nur genau soviel auf wie nötig ist, um den Lehrern nicht beschwerlich zu fallen, also nur ein Anstandsquantum.

Im Vergleich zu andern ist er von ungemeiner Trägheit, für sich selbst betrachtet nur von Gleichgültigkeit, von großer geistiger Selbstzufriedenheit.

Im Französischen und Griechischen, worin er mein Schüler ist, zeigt er jedoch einen ausnehmenden Fleiß und läßt in seinem Können alle Mitschüler weit hinter sich. Er scheint den Drang in sich zu fühlen, mir seine Meisterschaft zu zeigen. Gerade mir. Bei sonst niemand liegt ihm daran, der Erste zu sein.

Oh ich fühle, er will mich kränken mit diesem Ausnahmefleiß. Das heißt, er will das nicht. Zu solch kleinen Absichten ist er zu nobel. Er fühlt sich einfach gedrungen, bei mir mehr zu lernen als bei den andern. Und ich weiß nur, daß ich mir nichts darauf einbilden darf, daß es im Gegenteil irgendwie gegen mich spricht.

8. März 19..

„Sokrates, der indiskreteste, unkultivierteste Schwätzer des Altertums, der mit seinem ewigen ‚Warum und inwiefern und wozu' beweist, daß ihm alles abgeht, was die andern in seiner Zeit haben, ist als Anarchist mit Recht zum Tode verurteilt worden. — Was ich habe, danach frage ich nicht; ich bin εὐγενής (wohlgeboren), und es wäre pietätlos gegen meine Ahnen, zu fragen, was eigentlich diese und jene Tugend sei, warum ich sie für eine Tugend halte. Denn die Antwort könnte nur sein: weil ich meinen Vätern vertraue, mehr vertraue als dem geschwätzigen Verstand. Sokrates ist das Vorbild aller geistigen Proletarier, die nichts mitbringen als einen Kopf; er könnte zurzeit der französischen Revolution gelebt und das Wörterbuch mit herausgegeben haben; er ist also mit Recht verurteilt worden. ὡς ἀπόλοιτο καὶ ἄλλος ὅστις τοιαῦτά γε ῥέζοι! — wie auch jeder andere zugrunde gehen möge, der immer solches verübt." Dies ist der altkluge, zornige hochmütige Schluß eines Aufsatzes des Baron Frangart, den ich über das Thema „Der Tod des Sokrates" gegeben hatte. Was denkt der junge Frangart also von mir, der ich den Schülern die Größe des Sokrates erklärt hatte?!

Den Aufsatz könnte schließlich der alte Choiseul genau so geschrieben haben. Oh, ich weiß, was Frangart denkt: gar nichts denkt er von mir. Er lehnt mich einfach ab, ohne Gehässigkeit, nur weil er mich ablehnen muß. Ist es doch gerade, als ob er meine illegitime Geburt erriete.

Der alte Choiseul hat mir die Hand geküßt. Der junge Frangart — — hat sich ja auch „höflichst entschuldigt, daß er mir leider hat widersprechen müssen". Und ich liebe ihn so sehr. Lieber Gott im Himmel, laß ihn nur einmal lieb zu mir sein!

10. Mai 19..

Baron Frangart hat sich noch immer an niemand angeschlossen. Er ist sich gleich geblieben. Aber unter seinen Mitschülern hat er eine tiefe Verwirrung angerichtet.

Da er mit niemand Freund sein will, möchten ihm wenigstens alle ihre Verehrung zeigen. Zum Beispiel: er lernt in der Mathematik nur das Notdürftigste, und das sehr ungenau. Jetzt machen ihm das alle nach. Keiner will mehr Mathematik studieren. Das ist jetzt für die jungen Leute haut goût, dernier goût, goût de Frangart . . .

Man hat Baron Frangart zur Rede gestellt. Er antwortete, wie es sicher der Wahrheit gemäß ist: „daß er keinen Mitschüler aufgefordert habe, in der Mathematik nichts zu arbeiten." Das stimmt durchaus; ich weiß, daß er nichts für diese Nachäfferei kann. „Ich finde das sehr komisch," sagt er und zieht die Schultern hoch.

August 19..

Fritz Frangart ist jetzt anderthalb Jahre bei uns und hat in Dingen des Betragens nie eine Strafe oder auch nur eine Zurechtweisung bekommen. Nicht einmal ich selbst, der ich seine delikate Verachtung meiner Person mehr und mehr herausfühle, habe jemals etwas Greifbares finden können, wofür er Strafe verdient hätte, — vorausgesetzt, daß ich ihm eine hätte geben wollen. Nein, das werde ich nie wollen . . .

Aber ich frage mich allmählich: Ist nicht seine unendliche Suffisance der Gesinnung strafbar? . . . Freilich, er hat dieser Gesinnung niemals Ausdruck gegeben; wer kann also wissen, ob es „Gesinnung" ist. Nein, es ist auch das bei ihm unbewußt. Er gehört zu seiner Art. Vergleiche den Aufsatz über Sokrates, schwerfälliger Bonaventura! Für seine Art aber darf man niemand strafen, da diese Gott so gewollt hat.

Man wird also auch niemals Anlaß haben, Baron Frangart zu strafen; denn er wird nie etwas tun, was über seine Art hinausgeht.

Er glaubt so fest an die Güte seiner Art; aber könnte er darin nicht doch Unrecht haben? . . .

Lieber Gott, verzeih mir! Ich frage à la Socrate. Meine Art ist also strafbar . . . Ach, das ist alles so schrecklich und tut mir so weh! . . .

Weihnacht 19..

Kann denn dieser Fritz Frangart überhaupt jemand lieb haben? — Sein Geist ist so fertig und nimmt nur an und auf, was ohnehin zu ihm gehört.

Ist sein Herz auch so? Aber wo wären die Menschen, die zu ihm gehören? Scheint es nicht, als ob er über alle weit hinaus sei?

Großer Gott, wie soll dann dieser junge Mensch in seinem Leben jemals fruchtbar werden?

Vater im Himmel, ich flehe zu dir: laß ihn nicht einsam bleiben! Laß ihn Gleichgestellte finden, damit sein Herz fruchtbar werde.

Wie allein stand er mitten unter den weihnachtsfrohen Menschen! Wie unbewegt!

Februar 19..

Ich kann Fritz Frangart nicht mehr verstehen. Da verkehrt er nun auf einmal ausschließlich mit dem ganz verkrüppelten Vicomte Meudon; Meudon ist ein halber Kretin und erst vierzehn Jahre alt. Was mag Frangart mit ihm vorhaben?

Alles in der Schule wütet, man spürt die allgemeine Aufregung, daß er sich gerade mit dem . . . Das heißt, alles Gute gewähre Gott dem armen Vicomte Meudon!

April 19..

Ich habe ein kleines Buch über das Allerheiligste Geheimnis der Eucharistie geschrieben; Gott in seiner großen Güte hat mich die Worte dazu finden lassen. Aber da dieses Büchlein unter Laien leicht Mißverständnisse hervorrufen könnte, habe ich es auf den Rat des Obern ins Altgriechische übersetzt und den Druck nur für die Ordensbibliotheken herstellen lassen. Ich hatte mir die Erlaubnis erbeten, es in griechischem Text Baron Frangart zu lesen zu geben.

„Es ist schön," sagte er zu mir, „ich habe es genau gelesen und ich danke Ihnen. Aber eigentlich, meine ich, sollte man den heiligen Geheimnissen nicht so nachgehen; man sollte sie nur erleben. Und es gibt Geheimnisse zu erleben, nicht wahr, Pater?" Nie vergesse ich die unsagbar hochmütige Vertraulichkeit, womit er mich dies gefragt hat.

Ach, wie nachlässig er mich ablehnt! Soll ich ihn strafen? Wofür? Was er wohl gemeint haben mag? Vielleicht . . . Nein, das ist nicht möglich, nein, nur das nicht!

Aber: wenn er auch das nicht gemeint hat und wenn es in Wirklichkeit eben das wäre, was er nicht gemeint hat . . . Soll ich dann mich strafen? Ist es noch nicht, noch immer nicht gebüßt? . . .

Ich will sogleich den Hochmut vergessen, mit dem er mich gefragt hat.

Nie würde ich den Baron Frangart strafen. Nie könnte ich ein Recht dazu haben.

12. Mai 19..

Frangart ist seit einigen Tagen zu dem armen kleinen Vicomte ebenso kühl und höflich wie zu den andern. Alle atmen auf. Ich aber bemitleide den kleinen Vicomte, der wie ein unbeachtetes Hündchen hinter Baron Frangart herhinkt. Und er bekommt keinen Blick ab, keinen einzigen.

14. Mai 19..

Der kleine Vicomte gebärdet sich wie irrsinnig. „Lieber, lieber Baron Frangart!" schreit, ja heult er, mitten unter dem Studium, mitten im Schlaf. Es ist ein Unglück. „Sie hätten auch zu ihm von Anfang an so . . . so höflich bleiben können wie zu den andern. Sie haben mit ihm gespielt, Baron Frangart!" So habe ich heute zu ihm gesprochen, und wahrlich, es ist mir schwer gefallen. „Ich habe nicht mit ihm gespielt. Er hat mich interessiert, weil er gar so merkwürdig ist. Jetzt kenne ich ihn und er interessiert mich nicht mehr. Soll ich heucheln und so tun als ob? . . ."

So hat mir Baron Frangart geantwortet. Was läßt sich hiergegen sagen? So gut wie nichts. Höchstens, daß er sich nicht für den Vicomte hätte interessieren sollen.

Oh guter Vater im Himmel, wenn das immer so endet, sobald sich Fritz für etwas interessiert hat, dann laß ihn doch einsam bleiben! Man könnte ihn sonst für einen rohen Menschen halten, wenn man ihn nicht näher kennt . . . Und doch wieder, nein! Ich mag Fritz so gern wie mein eigenes Kind. Man darf es nicht ihm anrechnen, wenn die andern durch ihn Schaden leiden, er eigentlich nichts dafür kann. Laß ihn nicht einsam bleiben. Mache sein Herz fruchtbar!

Herr nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Amen.

14. Mai 19..

Dieses Amen habe ich im vorigen Jahre am gleichen Tage geschrieben. Und ich habe dieses ganze lange Jahr schweigend gelitten unter seinem Hochmut, unter seiner „Vornehmheit", wie es die andern nennen.

November 19..

Ja, es ist besser, er verläßt uns. Er selbst hat den Wunsch geäußert, in einer Stadt weiter zu studieren. Er tut auch gut daran, nach Deutschland zu gehen. Macht er dort das Gymnasium zu Ende, dann kann er deutscher Offizier oder Geistlicher, wie seine Verwandten, die einer so, der andere so, gewollt haben. Oder keines von beiden. Wie Gott will! Amen.

Wilhelm Morgner: **Holzarbeiterfamilie / Originalholzschnitt**

Ende November 19..

Das also war der Abschied.

„Seht, Pater, Ihr habt alles an mir zu wichtig genommen. Aber das eine, was für mich wichtig war, das habt Ihr nie berührt. Warum seid ihr nie zu mir gekommen, um mir zu sagen, wie sich das verhält mit dem Schrei Miéville und das andre, wovon mir geträumt hat, daß ihr und meine selige Mutter Geschwister wärt. Das hätte euch nicht erniedrigt, nein, so wahr ich Frangart heiße. War es euch zu schwer? . . . Ich habe jedenfalls vier Jahre lang umsonst darauf gewartet, daß ihr kämt. Ihr seid nicht gekommen, so wichtig ihr auch alles genommen habt; und obwohl ihr gewußt haben müßt, daß für mich nur das Eine wichtig sein konnte: ob ich, Frangart, wirklich . . . Nun ihr wißt, der Schrei Miéville! . . ."

Ich bin an den Zug gegangen, mit dem er abgereist ist. Vielleicht würde er doch noch einmal zurückschauen, nach mir schauen! . . . — Ich habe ihn gesehen, wie er seinen Spiegel aus der Tasche zog und vor der Abfahrt des Zuges nochmals die Krawatte richtete. Und er hat sich nicht nach mir umgesehen.

Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Amen.

Fortsetzung folgt in nächster Nummer

Blind

Tag um Tag
stirbt ich bin,
wo geht meine Zeit denn hin?
Traum versank,
Nacht ist Spiel,
Schlaf das Gut,
Tod das Ziel.
Erde, Stern
klingt nur so,
Ort ist Ort — wer weiß wo?

Albert Ehrenstein

Prostitution und Jungfräulichkeit

Von Alfred Döblin

Schluß

Ist Seele da? Bene; wenn, dann auch Sexualität zu beseelen. Und Ruhe im Haus. Die Aufgabe und Frage wie, comment?

Siehe da, dreifach merkwürdige Geisterschrift: Faun, Heiliger, Toggenburg.

Die Geschlechtlichkeit ein Rattenfänger, der nur leibliche, keine seelischen Kinder hinter sich lockt. Geschlechtlichkeit ein wundervolles Geschenk Ringelringelrosenkranz; aber dem Urteil nach Kette und Qual. Es flötet, aber Watte in den Ohren; es tapsen Schritte, aber Lähmung. Corriger la culture, — corriger la nature, nein, kein Grund! Rückkehr der Organe zum — Organismus, Beendigung der Kleinstaaterei, Weltpolitik im Menschen. Bisher nämlich Montenegro und Freibeuterei Idealzustand. Sexualität Ichdokument.

Liebesreife. Liebe kein Verhalten des Fräulein Emma zum Herrn Gustav; sondern ein Zustand im Fräulein Emma, an Fräulein Emma und Herrn Gustav. Eine Eigenschaft, eine Fähigkeit von Fräulein Emma und Herrn Gustav: die Eingliederung der Sexualität in das Ich, die sexuelle Ausgliederung des Ich. Wohlgemerkt: bedeutsame, einzigartige Bemühung hinaus über die — Prostitution; Tendenz zu einem Ziel. Aeußere Ziellosigkeit, äußere Prostitution von Ewigkeit unvermeidlich; innere überwindbar, wenngleich nur von Haus aus. Liebe der Zusammenschluß von Sexualität und Ich.

Skala von der persönlichen Sexualität zur sexuellen Person. Zunehmende Hypertrophie der Sexualität im Organismus, doch nicht bis zur Personals leibhaftiger Sexualgebärde, sondern zur Sexualgebärde in ganzer Persönlichkeit. Die Liebe ein Mensch. Bitte keine Lyrik, sondern Psychologie.

Der Troubadour. Es können verschiedene Teile des Ich sich an der Sexualität beteiligen, lieben, zur Liebe reifen. Möglichkeit des Ansaugens, oder auch Durchtränkens verschiedenartiger Ichteile mit Sexualität: verschiedenes kann gleichzeitig geliebt werden. Man liebt nicht Objekte oder Individuen, sondern Qualitäten. Meist Ueberschattung durch eine Qualität, Ichmasse. Der Troubadour liebend, fechtend, singend. Vielfältig, doch auch liebend. Von Don Juan unterschieden durch die Ergriffenheit. Häufiger Jugendtypus.

Gretchen. Wenig was ihr, der Sexualität zu geben noch übrig bliebe. Strömt schon Liebe; schon als Liebe. Uebrigens dumm, aber schadet nichts; faselt von Einigkeit der Liebe zu dem momentanen Objekt. Anrüchige Sache, peinlich für Objekt und Subjekt. Angebliche Tragik, faktisch Intelligenzdefekt. Aber schadet nichts. Alle Menschen müssen sterben.

Endlich der Toggenburger. In sexueller Hypnose. Die Sexualität hat sich mit seinem ganzen Ich beladen, ihn hohl sitzen lassen. Der Extremfall: mit dem organischen Sexualdrang des Gesamtich in subtiler Innervation; auf elektrischen Druck momentan sammelt sich das ganze Orchester zur Musik. (Bitte nicht Tannhäuser Venusberg, bin bekanntlich für kolossales Parsifal-Ausnahmegesetz: der ganze Wagner nach Bayreuth; jedes Ueberschreiten der Stadtgrenze bestrafbar mit Tannhäuserteilen; im Wiederholungsfalle der ganze Ring inklusive Götterdämmerung, Rheingold, Siegfried, Walküre; Gewohnheitsdelikt mit dem Bärenhäuter und Ansprachen von Hermann Bahr.) Der Toggenburger verströmt sich nicht rettungslos in seiner Liebe, ihn brennt sie nicht, sie rast nicht furienhaft hinter seinem Rücken; er selbst, was strömt; er selbst der Brand, die Furie. Sexualakt sonst eine hier und da erfolgende, gelegentliche Handlung — hier ein furchtbares mysteriöses Ereignis. Ein Leben entlädt sich, braust an sein Ziel. Der Minuspunkt der Kokotten, der Nullpunkt der Frigiden, das Unendlichkeitszeichen des Toggenburgers. —

Sexualbezeichnungen nicht alles erschöpfend zwischen den Geschlechtern. Bleibt übrig: das Kind. Und die Herrschaftsverhältnisse zwischen Mann und Weib als da sind zwei Tiere. Ein andermal, so Gott will.

Ueber Malerei
insbesondere über tote und lebende Genußtiere

Die Münchner Neuesten Nachrichten beschäftigen sich nicht nur mit dem Handel und den Alpen. Die Alpen erstrecken sich zwar bis auf den Roman, der noch unter dem Strich ausläuft. Aber sie versperren der Zeitung völlig die Aussicht auf die Kunst, trotzdem sie der Alpen wegen im Glaspalast untergebracht ist. Die Kritiker dieser Zeitung sitzen oder schlafen in dem Glashaus. Sie sehen die Alpen vor Bergen und die Kunst vor Bildern nicht. Nun könnte es schwierig scheinen, unter einigen Tausend Bildern Kunstwerke herauszufinden. Es ist aber nicht schwierig. Denn es sind keine Kunstwerke dort vorhanden. Ein Grund mehr, sie zu „würdigen". Die sechste Würdigung des Herrn Dr. W. B. beschäftigt sich mit dem Idyllischen. Wie es sich für ein gutes Lager gehört: der Doktor ordnet die Stoffe. Sein idyllisches Lager besteht aus Interieur, Genre, Stilleben und Tierbild. „Das reine Interieur ohne jede Staffage, ist spärlich vertreten im Glaspalaste." Die Zeiten haben sich geändert. Die Interieurs von heute sind keine Interieurs mehr. Die Leute, die in Interieurs wohnen, sterben aus. Was soll der Künstler machen, wenn der Handwerker der Bürger seiner Phantasie nicht mehr in die Stube hilft. Nicht einmal in die gute Stube. Darum klagt der Doktor: „Ja, wenn der Maler doch zum mindesten ein fürstliches Gemach zum Studienobjekt nimmt, wie Franz Multerer, dann kann er eines gewissen Interesses sicher sein. Das bedeutet keinen Tadel gegen des Künstlers päpstliches Zimmer in der hiesigen Residenz, das sehr gut gemalt ist. Für das aufdringlich viele Gold, für den Geschmack von 1665 ist ja der Künstler nicht verantwortlich." Nein, das ist er nicht. Und vieles Gold sieht man immer gern. Ueber den Geschmack läßt sich streiten, der Geschmack ist verschieden, und ein Schuft ist der, der mehr malt, als er sieht. Man kann von Franz Multerer nicht verlangen, daß er den Geschmack von 1665 bessert, Ihn trieb der innere Gott, das päpstliche Zimmer von 1665 zu malen. Man kann sich denken, was er leidet, daß ihm sein Gott gab zu sagen, wie schlimm es um das Interieur von 1665 bestellt war. Mit dem „reinen" Interieur ist es also vorbei. Der heutige Maler muß schon eine handelnde Person auftreten lassen: „Hell und freundlich ist Wilhelm Krelings Studie aus Schleißheim, während sein Rokokokircheninterieur mit dem sich beweihräuchern lassenden Geistlichen nicht mehr zu den reinen Interieurs gezählt werden darf". Der sich beweihräuchern lassende Geistliche ist hoffentlich auch hell und freundlich, „dagegen malt Paul Felgentreff seine Tirolerbauernstube allzudunkel". Das stört die sonnige Natur des Doktors, der ein anderes Interieur von „wirklich lachender Morgensonne erfüllt" findet und sich über eine alte Schloßhalle freut, „die nur etwas zu temperamentlos geraten ist". Ich finde den Vorwurf ungerecht, vielleicht war die Temperamentlosigkeit der Geschmack der Zeit, in der die Schloßhalle gebaut wurde. „Wird das Innenbild mit Personen belebt, es kann auch eine Landschaft sein, so entsteht daraus das früher so beliebte Genrebild. Heutzutage weiß man nicht mehr recht, was damit anfangen. Soll man eine Beschreibung des Inhaltes geben, im Stile der Familienblätter; erzählen von der wunderschönen Grafentochter, die aus dem hellerleuchteten Schloßtanzsaale sich hinausstiehlt in den stillen Park und dort ihr Leid ausweint, weil eine noch wunderschönere auf dem Feste erschienen ist? ‚Es ist eine alte Geschichte . . .' Lieber nicht! Die rein malerischen Qualitäten betonen? Ich fürchte, der Ton wird dünn und schwach erklingen. Bleibt nur hervorzuheben, das fast alle diese Bilder nach rein zeichnerischen Vorzügen zu bewerten sind".

Es kann einem leid tun um diese Gattung, der die Töne ausgegangen sind. Früher, früher hatte diese Gattung wenigstens Altmeister; Franz von Defregger, auch Schmidt war Altmeister. Ja, diese „Söhne Tirols" fühlten die Alpen noch in ihrem Busen. Der Doktor erzählt in seiner Kunstkritik, daß sie „die Beschäftigung, Freud' (mit Apostroph, mein lyrisches Gemüt) und Arbeit des tiroler Stammes darstellten". Noch mehr: die Altmeister hatten das Glück, in einer Zeit geboren zu werden, wo die Alpen sozusagen in eine neue Pe-

Artur Segal: **Vom Strande 1 / Originalholzschnitt**

riode ihres Daseins traten. In eine richtige historische Periode. Der offenbar historisch geschulte Kunstkritiker teilt den braven Münchenern mit, daß das Auftreten der Altmeister in jene Zeit fiel, „die die Alpen nicht mehr als unangenehmste Durchgangsroute nach Italien, sondern als Quelle der Erholung und künstlerischen Genusses, als Sommerfrische anzusehen begannen. Kein Wunder . . ." Kein Wunder, daß die Kunst blühen mußte, als die Zeit die Alpen als Quelle, sogar als Sommerfrische ansah. Aber der alpine Kunstkritiker kann es sich nicht versagen bei dieser Gelegenheit einen Ausflug nach dem verhaßten Berlin zu machen: „Alles, was sich zum Lobe der beiden (Altmeister) anführen ließ, kann auf die Schilderer Berliner Alpenbälle keine Anwendung finden. Was soll man über alle die reizenden Dirndln, die lieblichen Bauernkinder schreiben? Nur seltsam berührt es, daß die kraftvolle Schönheit der männlichen tiroler Bevölkerung so wenig Schilderer findet." Schlimmer als die Altmeister sind die Berliner Alpenbälle schließlich auch nicht. Und die sind gerade schlimm genug. Was macht man nur mit den reizenden Dirndln, über die sich nichts schreiben läßt. Vielleicht kann man sie in Gold malen lassen von Karl Hartmann, dessen „Kinder am Chiemsee" leicht und locker gemalt sind, wie der Doktor sagt. Der Mann müßte es doch können. Und die kraftvolle Schönheit der männlichen tiroler Bevölkerung übergebe man Herrn Oskar Ziegenfus, der Bilder „in kräftigen Farben ohne Beschönigung gibt". Da gibt es ferner den Künstler Koeselitz, „dessen Bild durch seine frische Malweise angenehm auffällt, aber störend ist hier die Komposition; es scheint fast, als gebe der Ritter seinem Lieb, bevor er in die Schlacht zieht, noch einen Fußtritt zum Abschied". Das ist allerdings sehr störend, aber vieleicht gehört der Fußtritt für das Lieb zu der frischen Malweise. Man erfährt ferner, endlich, was ein Stilleben ist: „Unter dem unglückseligen Ausdrucke „Stilleben", wie denn schon die rein äußerliche Einteilung nach Objekten unglücklich, aber kaum zu umgehen ist, werden verschiedenste Dinge zusammengefaßt: Blumen und Früchte, Gebrauchsgegenstände und tote Genußtiere; und heute noch ist es trotz Whistlers Aufforderung nicht gelungen, wenigstens für die letzteren Kategorien einen passenderen Namen zu finden."

Ordnung im Lager muß sein. Da hilft nicht einmal der innere Gott. Aber daß trotz Whistlers Aufforderung für die toten Genußtiere kein passenderer Name zu finden ist, als Stilleben, finde ich sehr traurig. Wie wäre es mit Stilltod. Ich finde übrigens die Bezeichnung tote Genußtiere so außerordentlich, daß die Maler sie sich für diese „letztere" Kategorie ohne Weiteres zu eigen machen sollten. Es ist eine Lust, von toten Genußtieren zu leben. Eine Lust mehr, sie unter dieser Bezeichnung gemalt zu sehen. Aber der kunstkritische Doktor dankt auch für Obst: „H. Gottl. Kricheldorf hat Herzkirschen mit großer Bravour gemalt, auch seine ‚vergessenen Trauben' mit dem Stückchen Mauer sind zeichnerisch und farbig gut." Das Mahl wird immer leckerer. Tote Genußtiere, Herzkirschen und die Trauben, die nicht länger im Verborgenen blühen. Aber nicht damit genug: „Der Hummer mit dem Elfenbeinkrug sowie noch einigen eßbaren und nur auf das Beschauen hergerichteten Delikatessen kontrastieren gut mit dem weiß gescheuerten Tische". Was mögen das für beschauliche Delikatessen sein, die eßbar ein Stilleben führen. Der Doktor muß die Qualen des bekannten Tantalus leiden, um so mehr, als „auch Alexander Köster sein Talent der Darstellung der Ente widmet". Wie weise hat es die Natur wieder eingerichtet, daß sie der Ente einen so guten Magen gab. Sie ist imstande, auch den Köster zu verdauen. Die Haustiere sind nicht vergessen. Eine alte Dame malt „ihre Bulldogge mit dem ganzen knurrigen Selbst-

bewußtsein, das dieses Tier zum Liebling unserer Vettern jenseits des Kanals macht". Die Vettern dürften sich für diese Base mit dem knurrigen Selbstbewußtsein bedanken. Und zum Schluß, o Lieblichkeit über Lieblichkeit, „Julius Adam hat eine seiner beliebten Katzenfamilien, die erst neulich anläßlich des siebzigsten Geburtstages des Künstlers ihre Würdigung hier fanden, geschickt". Wenn nur die lebenden Genußtiere die toten nicht auffressen.

So malt sich in dem Kopfe des alpinen Münchener Kunstkritikers die Welt, die Malerei heißt.

H. W.

Baudelaire

Von Jacques Rivière

Uebertragung aus dem Französischen von Jean-Jaques

O vous, soyez témoin que j'ai fait mon devois
Comme un parfait chimiste et comme une âme sainte.
Baudelaire

Er ist mitten unter uns. Er zieht sich nicht in die Wüsten zurück, um als Dichter und Prophet zurückzukehren. Er wird die Natur nicht anflehen, ihn göttlich zu machen. — Aber er ist mit uns. Ich sehe ihn auf der Straße: er denkt an seine Schulden und geht dahin und recht ununterbrochen. Er baut Luftschlösser über Artikel, deren Bezahlung ihn rangieren könnte. Oder vielleicht denkt er über irgend eine Liebenswürdigkeit für den Freund nach, den er besuchen geht. Oder vielleicht „arbeitet" er noch innerlich an einem Gedicht, stellt Worte in Ordnung, die nicht recht zueinander passen. — Vielleicht hätte ich ihn gekannt — hätte ich nur seine Einfälle und Launen kennen gelernt. Aber er hatte eine Seele. Er trug sie mitten unter seinem Leben. Sie war zugegen, wenn irgendein Leiden oder eine Gier sich seiner bemächtigte. Sie war bereit, alles mitzufühlen; nicht mit Dilettantismus, sondern wie eine echte arme, für die Sorge und Sorgfalt geschaffene Seele. Die Seele, das unbekannte in uns, das alle unsere Abenteuer lauernd beobachtet! Bei sich zu Hause ließ er sie sich befreien. Sie sprach klug und erzählte ihre Prüfungen leidenschaftslos, glanzlos. Sie bestand ihr Gewissensexamen. Und dennoch: sie allein klagt sich nicht mehr an, aber meine Seele und die eure, die wir doch so sorgfältig zurückgehalten hatten, und die wir nicht so großer Leidenschaften fähig erachteten.

I

Beherrschte Poesie

Du machst den Eindruck eines schönen Schiffes, das in See sticht.[1])

Sie ist voll lehrreichen Inhalts. Sie schwebt gehorsam mit ihren fügsamen Fängen. Man findet keine Verse, die sich in einen graden unendlichen Weg zwängen, die sich einer dem andern anschmiegen, die sich von selbst vermehren. Aber jedes einzelne Stück ist das reine Umgehen einer Strömung, die Treue des Wassers zwischen sich windenden Ufern.

Diese geführte Poesie reißt alle Worte in ihrer Zahl mit sich. Die seltensten stehen neben den gebräuchlichsten, die bescheidensten neben den kühnsten. Aber, untergehend in der sicheren und zarten Bewegung des Gesamten, überrascht keines. Merkwürdiger Schwung der Worte! Bald wie eine Ermüdung der Stimme, bald wie eine plötzliche, das Herz überkommende Bescheidenheit, wie ein geschmeidiges Dahinschreiten, wie ein Wort voller Schwäche:

Et qui sait si les fleurs nouvelles que je rêve
Trouveront dans cesal lavé comme une grève
Le mystique aliment qui ferait leur vigueur.[1])

Oder:

Cybèle, qui les aime augmente ses
verdures.[2])

Scharfsinnige Einschränkung, die die Gedrängtheit des Verses schwächt. Wahl der Geringfügigkeit. Kompromiß mit dem Schweigen.

Manchmal dagegen kämpfen die stärksten Wörter voller Wut, erstickt. Sie grollen ohne Schrei. Sie sind den Flüssen entrissen und verlieren sich in der stummen, verhaltenen Macht des poetischen Schwunges:

Cheveux bleus, papillon de ténèbre tendues,
Vous me rendez l'azur du ciel immense et rond;
Sur les bords duvetés de vos mèches tordues
Je m'enivre ardemment des senteurs confondues
De l'huile de coco, du musc et du goudron.[3])

Aber immer übt der Dichter seine Herrschaft über seine Dichtungen aus. Er leitet sie, langsam und durchgeführt. Wie es ihm paßt, zu ihrem Ziele. Er lenkt durch seinen einflußreichen Geschmack. Er bedient sich gern ungeahnter Worte — man könnte sagen abgeschmackter Worte. Aber er tut es, um ihre Sonderbarkeit zu schwächen, um eine Harmonie über sie auszugießen, um das Abfließen einzuengen, das er ihnen, launenhaft geöffnet hat.[4]) Wie die, die sich vollkommen dessen, das sie sagen wollen, bewußt sind, sucht er die fernsten Ausdrücke; dann führt er sie näher heran, beschwichtigt sie, gibt ihnen eine Gemessenheit, die man an ihnen nicht kennt.

Er ist Dichter, das heißt er gestaltet Verse wie eine kühne, nützliche und wohlüberlegte Arbeit.

Eine solche Poesie kann nicht Inspiration sein. Zweifellos ist sie begeistert, eine Begeisterung, die jedoch nur die Befreiung der arbeitenden Dichterkraft ist. Baudelaire beschreibt sich selbst in seinen Irrungen, wie er dichtet:

Heurtant parfois des vers depuis longtemps
rêvés.[5])

Die sprudelnden Sätze, die die ursprünglichsten zu sein scheinen, sind immer wie eine plötzliche Auflösung, wie ein vorbereiteter Blitz. Wie der steigende, zarte Gedanke sich ohne Eile der Dunkelheit, die er war, entzieht, so behält auch der poetische Fluß trotz seinem Wirkungsvermögen eine gewisse Langsamkeit:

J'aime de vos longs yeux la lumiere verdâtre . .[6])

Er ist einsam wie eine große Blume. Bei Baudelaire wuchern die Gleichnisse nie so wie bei den Inspirierten. Der Dichter fürchtet die dichterischen Situationen, Gedanken, deren einfaches Aussagen ringsum die Metaphern wie Flammen aufglühen läßt. Er ist nicht gern von dem Glanz seiner Einfälle umgeben und umschlossen. Er gibt sich nichts im Anfang. Aber die Bilder entstehen rings um sein Wort; von ihm erweckt, erheben sie sich; sie bleiben bei ihm; sie bilden einen geordneten Festzug. Sie klammern sich an einen einfachen Vokativ, stützen ihn, erfüllen ihn mit dichtem, düsterem Lichte:

Je t'adore à l'égal de la voûte noturne.
O vase de tristesse, ô grande taciturne . . . .

Sie sind die Gestalt selbst der Ausdrucksweise; sie schmiegen sich dem Satz an:

Quand vers toi mes désirs partent en caravane,
Tes yeux sont la citerne où boivent mes
ennuis. . .[1])

Sie gleiten in den Dialog; sie sind in der Frage und in der Antwort:

D'où vous, disiez-vous, cette tristesse étrange,
Montant comme la mer sur le roc noir et nu?[2])

Und in der „Chevelure":

N'es-tu pas l'oasis où je rêve, et la gourde
Où je hume à longs traits le vin de souvenir?[3])

Fortsetzung folgt

1) **Tu fais l'éffet d'un beau vaisseau qui prend le** large. „Le Beau Navire". **Fleurs du Mal. p. 164**

1) **L'Ennemi, p. 101**
2) **Bohémiens du voyage, p. 104**
3) La Chevelure, p. 120
4) Claudel sagte von **Baudelaires Stil: „Es ist ein** merkwürdiges Gemisch aus dem Stil des Racine und dem Stil der Journalisten seiner Zeit".
5) „Le Sobeil", p. 251
6) „Chant d'Automne", p. 173

1) „Sed non satiata", p. 123
2) „Semper eadem", p. 145
3) „La Chevelure", p. 120

Adler und Zaunkönig

Von Dr. S. Friedlaender

Herr Carl Albrecht Bernoulli, der mein Buch „Friedrich Nietzsche / Eine intellektuale Biographie" vor kurzem in der „Frankfurter Zeitung" besprochen hat, läßt mich als „Zaunkönig" figurieren, „der sich aus den Schwingen des ermüdeten Adlers noch um ein Stück höher über ihn erhebt", und „der Respekt vor den siebzehn Bänden, die Nietzsche hinterlassen hat, verträgt sich nicht recht mit einem solchen Zaunkönigsflug". Nun behaupte ich — die Beweise liegen in jenen „siebzehn" und meinem einen Bande ad oculos demonstriert —: Nietzsche ist kein „ermüdeter" Adler, das Gleichnis hinkt aber auf mehr als einem Bein. Von der Auffassung Nietzsches als ermüdeten Adlers ist der Rückschluß auf eine Froschperspektive, in der man Adler und Zaunkönige leicht verwechselt, sehr nahegelegt. Zu solchen Höhen aufblickend, kann selbst der scharfsinnigste Rezensent, wenn es ihm an Respekt (nicht vor bereits bekannten, sondern) vor unbekannten Größen gebricht, einer perspektivischen Täuschung unterliegen. Das Große schätzt jeder, der es nur sieht; aber beim „Kleinen", ja Mikroskopischen, da nehmt euch in acht! Hier nutzt euch die Berufung auf die Augen sicherlich beim Vulgus (des Denk- und Lesepöbels), niemals beim Kenner. Das Kleine kann klein sein oder klein scheinen. Siebzehn ausgewachsne Bäume lassen sich hier leichtfertig gegen ein Samenkorn ausspielen. Also, der Rezensent hat darin recht, daß er mich winzig findet; er irrt aber darin, daß er diese Winzigkeit für das Auge als eine für die Einsicht nimmt. — Bekanntlich trägt der Adler Zarathustra's eine Schlange um seinen Hals geringelt. Mein Grundgedanke vergleicht sich lieber dieser Schlange. Sie ist „buntscheckig", sie kriecht und windet sich, sie käme, ohne Adlerschwingen, nicht zur Höhe — aber sie ist kein Zaunkönig. Gegen diese Metamorphosierung protestiert sie kraft Nietzsches eigener Gewalt und aus der Machtvollkommenheit des Gedankens aller Gedanken, den diese uralte listige Schlange gewiß noch vernehmlicher ins Ohr des Adlers reden wird. Es gilt den Rangstreit der Gedanken, keiner Personen. Die Philosophie kennt nicht Kant, sondern „die Kritik der reinen Vernunft"; sie kennt schon deshalb keinen Friedlaender, weil sie keinen Nietzsche kennt. Und gesetzt, Friedlaender wäre Zaunkönig — es gibt nicht soviel Zaunkönige, die sich eines Adlers bedienen **können.** Aber schließlich bleibt es bei der Schlange: und bei allen Täuschungen der Froschperspektive.

Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria

Dieser Novellenband von Heinrich Eduard Jacob ist in den deutschen Kritiken, die ich darüber gelesen habe, von Besseren und Schlechteren mit freudigem Ungestüm begrüßt worden. „Neben Heinrich Mann". . . schrieb Otto Pick. „Ein Jüngling zu Sais". . . schrieb Fritz Engel. Aber die „Vossische Zeitung" sagte „Verheißung" und stellte den jungen Verfasser an die Seite (mehr kann man nicht verlangen) des Freiherrn von Ompteda — na!

. . . Stünde mir ein Blatt offen, dessen Redakteur nicht weniger von Literatur verstünde als ich, so schriebe ich folgendermaßen (Anfangen würde ich nicht mit Jacob, vielmehr so):

Erich Mühsam, beliebter Anarcho-Schüttelkünstler, schreibt ein entlegenes Blatt voll. Doch was geht vor? Statt Reime zu schütteln, schüttelt er seinen haarigen Kopf? — und über meine Lyrik?? Sei's drum, ich lasse seinen teuren Schädel ungeschoren.

Und ohne Uebergang bliese ich den Marsch:

Der Jacobband hat Qualitäten. Man griffe ihn weniger scharf an, . . . nähme man ihn weniger ernst. Aber der Jacobband folgt den Spuren heutiger Theatraliker; Psychisches hat nicht Geltung, eh es nicht makartisiert ist. Statt das, was wir mit Kerr „Ewigkeitszug" nennen, im Erleben zu haben und in der Gestaltung auszudrücken (nämlich das ist der Beginn der Kunst) —: statt dessen folgt der Band dem Prinzip der künstlichen „Aufhöhung". Sehr verdächtig ist immer diese Würde: sie ersetzt ein Zuwenig an ernstem Gefühl durch ein Zuviel an zeremoniöser Gravität. Ein Mangel an schöpferischem Lebensgefühl zwingt diese Autoren, ihre Seelenerlebnisse zu idolisieren und damit zu idiotisieren.

Meine Meinung geht nicht gegen Sublimierung von Erlebnissen (sie ist der Anfang der Kunst) — nur gegen Aeußerlichkeit. Diese Autoren bringen Stimmung von außen heran. Sie mixen. Sie haben ein Lexikon für Gegenstände der ewigen, klassischen Art und für solche der täglichen, naturalistischen Art. (Bierflaschen beispielshalber, wären zu Art II zu rechnen, Fürstenschloß zu Art I. Lange Sätze: Art I, kurze Sätze: Art II . . .)

Meine Autoren, nicht Würde ist Aeußerlichkeit, nicht Feierlichkeit, nicht Schwung, nicht Gehobenheit, nicht mystisches, nicht tragisches Empfinden —, nur eure Würde ist äußerlich, nur eure Würde Dekoration und, Donnerwetter, Versandung und Verkitschung! . . . Dem Jacobbande mangelt es nicht an Stellen voll Schönheit und Innerlichkeit. Darum ist es doppelt traurig und aufreizend, mitansehn zu müssen, wie dies beseelte Talent sich selbst einer falschen Theorie zum Opfer bringt.

Ernst Blass

Das Buch erschien im Verlag Erich Reiß Berlin

Dritter Jahrgang

Erstes Halbjahr

Die römischen Ziffern bezeichnen die Nummern, die arabischen die Seitenzahlen der Zeitschrift

Beiträge

Josef Adler
Der geniale Heilemann CXII 60

Peter Altenberg
Besuch CV 2

Adolf Behne
Zwei Ausstellungen CVII / 19

Ernst Blass
Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria CXXVII/CXXVIII 155

Umberto Boccioni
Carlo D. Carro
Luigi Russolo
Giacomo Balla
Gino Severini
Futuristen CV 3

D. Burljuk
Die „Wilden" Rußlands CXXIII/XXIV 130 CXXV / CXXVI 140

CarlDallago
Karl Kraus / Der Mensch CXV / XVI 77 CXVII / CVIII 90

Alfred Döblin
Der schwarze Vorhang (Roman) CV 3 CVI 10 CVII 18 CVIII 27 CIX 34 CXI 52 CXII 59 CXIII/XIV 66 CXV/XVI 80 CXVII/XVIII 92
Die Bilder der Futuristen CX 41
Jungfräulichkeit und Prostitution CXXV/CXXVI 141 CXXVII/CXXVIII 152
Ueber Jungfräulichkeit CXXI/CXXII 121

Hans Ehrenbaum - Degele
Gedichte CIX 34 CXVII/CXVIII 92

Albert Ehrenstein
Gedichte CXXIII/XXIV 128 CXXVII/XXVIII 152

Dr. S. Friedlaender
Adler und Zaunkönig CXXVII/XXVIII 154
Max Steiner: „Die Welt der Aufklärung"
Nachgelassene Schriften CVII 20 CVIII 28

Richard Fuchs
Der Ursprung der Künste CIXX/XX 106

Paul Hatvani
Lichtenberg CXV/XVI 79
Vorlesung Else Lasker-Schüler CV 6

Raoul Hausmann
Wieder Herr Scheffler CXV/CXVI 86

Karl Borromäus Heinrich
Menschen von Gottes Gnaden (Roman) CXXI/XXII 115 CXXIII/XXIV 126 CXXV/CXXVI 135 CXXVII/CXXVIII 147

Franz Herczeg
Die blaue Dohle CIXX/XX 104

Kurt Hiller
Fritz Stahl CVIII 27

Paul Hiller
Die indische Tänzerin Rosha Nora CXV/XVI 86

Arno Holz
Phantasus CX 43

Fritz Hübner
Ein Lyriker CXIII/XIV 68

Franz Jung
Josef CIXX/XX 109

Wassily Kandinsky
Formen und Farbensprache CVI 2

Lothar von Kunowski
Der Stil der Linie CXVII/XVIII 96
Folie und Fassung CXXI/CXXII 120

Else Lasker - Schüler
Boas CX 41
Briefe nach Norwegen CXIII/CXIV 68
Gedichte CV 2
Lasker-Schüler contra B und Genossen CXI 51
Versöhnung CXXV/CXXVI 134
Wenn mein Herz gesund wär CVII 18

Rudolf Leonhard
Gedichte CXII 58

Alfred Lichtenstein
Gedichte CXII 62

Detlev von Liliencron
Briefe an Peter Hille CXXV/CXXVI 134 CXXVII/CXXVIII 146

Egon Löwy
Der Philosoph CXIII/XIV 69

Franz Marc
Ideen über Ausstellungswesen CXIII/XIV 66
Zur Sache CXV/CXVI 79

F. T. Marinetti
A l'Automobile de course CIX 36
Tod dem Mondschein CXI 50 CXII 57

Günther Mürr
Marie CXV/XVI 85

Heinrich Nowak
Gedichte CXVII/CVIII 98 CXIX/CXX 110

Otto Pick
Der Selbstmord eines Katers CXV/XVI 85

Richter - Berlin
Malerkritiker CV 4

Thaddäus Rittner
Jour Fixe CIXX/XX 106

Jacques Rivière
Baudelaire CXXVII/VIII 154
César Franck CXXI/XXII 122
Cézanne CIX 36 CXI 54

Runge
Gedicht CXXIII/XXIV 130

Valentine de Saint - Point
Manifest der futuristischen Frau CVIII 26

Paul Scheerbart
Das Ozeansanatorium für Heukranke (Telegramm Novelle) CXXIII/XX1V 128
Mitternachtsbesuch CXXI/CXXII 118
Tiefe Geschäftsweisheit CXII 58

Curt Seidel - Turin
Franz von Stuck CVI 14
La Voce CXIII/CXIV 72

Grete Tichauer
Aus einem Gelächter Zyklus CXXI/XXII 116
Mein grünes Kleid CXVII/CXVIII 92

Paul Zech
Gedichte CVI 14 CVII 19 CXI 54 CXVII/CXVIII 96
Rheinhafen CXXV/CXXVI 137

J. A.
Berliner Frühling CIX 36
Dame und Dirne CXIX/CXX 109
Nachlese CV 6 CVI 14

H. W.
Abwehr CVX 33
April CV 1
Bab der Lyrikfinder CXXV/CXXVI 140
Bab der Lyriksucher CXXIII/CXIV 125
Das Senkblei ins Ewige CXXI/CXXII 121
Deutsche Dichter und Deutsche Richter CXIX/CXX 102 CXXI/CXXII 114
Die Denunziation als Rettung CVIII 25
Entdeckungen CVI 10
Kunst als Spiel und Stil CXII/XIV 72
Letzte Nachrichten CXII 62
Literatur und Kunst CVII 17
Neues von der Kunst CXI 54
Notiz CXV/CXVI 86
Pfingsten CXII 57
Schöne Künste CXIII/CXIV 73
Ueber Malerei CXXVII/XXVIII 152

Zeichnungen

Umberto Boccioni
La peinture des états d'âme I CVII 21 CVIII 29 CIX 35

Hanns Bolz
le père tranquille / Zeichnung CXIII/XIV 65

César Klein
Originalholzschnitt CV 5, CXV/CXVI 81

Karl Gerlach
Das Konzert / Holzschnitt CXI 49

Oskar Kokoschka
Zeichnungen CV/CVI 9

Franz Marc
Tierlegende CXXVII/CXXVIII 145
Versöhnung CXXV/CXXVI 133

Moriz Melzer
Originalholzschnitte CXV/XVI 84 CXVII/CXVIII 93

Wilhelm Morgner
Pressender Holzarbeiter / Originalholzschnitt CXXV/CXXVI 138
Holzarbeiterfamilie CXXVII/CXXVIII 150
Holzschnitt CIX 37
Landschaft mit strahlender Sonne / Originalholzschnitt CXII 61
Originalholzschnitte CIX/CX 37 CXIII/CXIV 74

Pablo Picasso
Zeichnungen CVII 17 CX 41

Richter - Berlin
Bahnwärterhäuschen CXXI/XXII 117
Landschaft mit Bachmühle CXIX/CXX 105
Landschaft mit holländischer Mühle CXIX/CXX 107
Der Torsteher / Holzschnitt CXI 53

Fr. Rosenkranz
Originalholzschnitte CXIX/CXX 101 CXXI/CXXII 119

Artur Segal
Die Dame / Holzschnitt CXVII/XVIII 95
Originalholzschnitte CXVII/CXVIII 89 CXXI/CXXII 113
Vom Strande I / Originalholzschnitt CXXVII/CXXVIII 153

Georg Tappert
Originalholzschnitt CVI 13 CXIII/CXIV 70/71

Notizen

Der Herausgeber dieser Zeitschrift empfängt einmal monatlich Sonntags von 4 bis 7 Uhr in der Ausstellung Der Sturm, Königin Augustastraße 51. Im Oktober: am dreizehnten des Monats. Wegen Einladungen wende man sich an die Redaktion dieser Zeitschrift

Wilhelm Morgner, von dem sich ein Holzschnitt in dieser Nummer befindet, ist Mitglied der Neuen Sezession

Verantwortlich für die Schriftleitung:
Herwarth Walden / Berlin W 9

Ständige Ausstellungen
der Zeitschrift der Sturm

Berlin W / Königin Augustastraße 51

gegenüber der von der Heydtstraße

Fahrgelegenheit: Lützowplatz

Sechste Ausstellung

Jungbelgische Künstler

Gemälde Plastik Graphik

Ryk Wouters
James Ensor

Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 10—2 Uhr

Schluß der Ausstellung: 29. September

Siebente Ausstellung

Wassily Kandinsky

Erste Kollektivausstellung mit Gemälden aus den Jahren 1901 bis 1912

Eröffnung: Mittwoch, den 2. Oktober, mittags 12 Uhr

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 18
Fernruf Amt Lützow 4443

Zeitschrift der Sturm

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes. Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare, Versendung in Rollen direkt durch die Post: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 6 Mark.

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken und Straßenständen auf

Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird.

Sonderdrucke

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Originalholzschnitt / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm sind einhundert Exemplare vom Künstler mit der Hand aquarelliert, signiert und numeriert / Das Exemplar 5 Mark

Franz Marc: Versöhnung / Originalholzschnitt / 15 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark

Franz Marc: Tierlegende / Originalholzschnitt / 10 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Je ein Exemplar ist ständig ausgestellt im Graphischen Kabinett Kurfürstendamm 33

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark

Künstlerpostkarten

Futuristen: 1 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz × Lichtdrucke: Das Exemplar 20 Pfennig
2 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Abschied / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Pan-Pan Tanz / Ruhelose Tänzerin × Clichédrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

Zeitschriften

Die Aufnahme erfolgt kostenlos nach freiem Ermessen der Redaktion dieser Zeitschrift

Die Fackel / Herausgeber: Karl Kraus / Erscheint in zwangloser Folge. Die Fackel enthält nur Beiträge von Karl Kraus. Neueste Nummer 354—356. Inhalt: Weiße Frau und schwarzer Mann / Glossen / Die Kunst verbindet / Glossen / Die Kinder der Zeit / Preis dieser dreifachen Nummer 75 Pfennig / Verlag Die Fackel / Wien III/2.

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne].

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

Les Marges / Monatsschrift / Paris 5 rue Chaptal

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Verlag Marcel Rivière et Cie / Paris / 1 Rue Saint-Benoit / Nummer 1 Francs 50 centimes

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9 und durch Graphisches Kabinett, J. B. Neumann, Charlottenburg, Kurfürstendamm 33

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

Else Lasker-Schüler: Mein Herz / Ein Liebesroman mit Bildern und wirklich lebenden Menschen / Das Buch erscheint im Herbst, kostet geheftet drei Mark, gebunden vier Mark. Prospekte kostenlos durch den Verlag Heinrich F. S. Bachmair, München, Kurfürstenstraße 39

Neue Sezession / Berlin / Eingetragener Verein Passive Mitglieder der Neuen Sezession erhalten jährlich 1 / mehrere graphische Arbeiten 2 / die Zeitschrift Der Sturm frei zugestellt 3 / freien Eintritt zu den Veranstaltungen der Neuen Sezession. Mitgliedsbeitrag halbjährlich 15 Mark. Geschäftsstelle der Neuen Sezession: Steglitz, Miquelstraße 7a. Fernruf Amt Steglitz 2699

Graphisches Kabinett Buch- und Kunsthandlung / Berlin W 15, Kurfürstendamm 33, Eingang Grolmanstraße / Eckhaus / Fernruf Amt Charlottenburg 14297 / Der Inhaber des Graphischen Kabinetts J. B. Neumann eröffnet in der Schillerstraße 6 (am Knie) eine Ausstellung für die neue Malerei. In ihr sollen ausschließlich Werke jüngerer Künstler gezeigt werden. Sie ist als eine Art Fortsetzung der Internationalen Ausstellung des Sonderbunds zu Köln im kleineren Maßstab gedacht

Edmund Meyer / Buchhändler und Antiquar / Berlin W 35, Potsdamerstraße 27b. Fernruf Amt Lützow 5850

Reuß und Pollack / Buchhandlung und Antiquariat / Potsdamerstraße 118c. Fernsprecher Amt Lützow 2829 / Graphisches Kabinett der Neuen Sezession / Vorlesungen über moderne und buchgewerbliche Themen / Eintritt frei / Anmeldungen erbeten / Ständige Ausstellung von Luxusausgaben in ausländischer Literatur.

Fritz Stolpe Berlin W 35 Genthinerstraße 42 Fernsprecher Amt Lützow 3752. Gegründet im Jahre 1873. Fabrik für Gemälderahmen in allen historischen und neueren Stilarten. Kopieen von Rahmen nach alten Meistern in Originalgoldtönungen. Sämtliche Vergolderwaren. Moderne und andere Vergoldungen an Möbeln und Innenarchitekturen, Reparaturen und Neuvergoldungen aller Gegenstände, Aufarbeiten aller Arten von Antiken. Reinigung von Gemälden und Stichen.

Fritz Merker Charlottenburg, Schillerstraße 94. Fernruf Amt Charlottenburg 8397. Passepartoutfabrik / Buchbinderei / Zeichenmappen / Aufziehen von Zeichnungen / Moderne Bucheinbände

Titania-Schreibmaschine / Erste deutsche Schreibmaschine mit Typenhebeln auf Kugellagern / Fabrikat der Aktiengesellschaft Mix & Genest, Schöneberg-Berlin. Generalvertreter für Berlin und die Mark Brandenburg: Louis Stangen, Linkstraße 12. Telefon: Amt Kurfürst 2425

Druck von Carl Hause, Berlin SO 26